

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 32

Artikel: Was der Bergführer erzählt...
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von blauer Klarheit. Von meiner Höhe aus gleitet der Blick dem ruhigen Kamm des Jura entlang und über das Varetal hinweg bis zu den fern verschimmernden Dächern der St. Ursenstadt. Eine kleine Wendung nach rechts, und hinter dem walddunklen Büttenberg ragt in unbeschreiblicher Reinheit die Alpenkette in den Abendhimmel empor. Tief werde ich mir der Schönheit der Erde bewußt.

Das Leben ist eine Köstlichkeit, denke ich in solchen Augenblicken, die der Mensch damit bezahlt, daß er mit jedem neuen

Tag ein wenig älter wird. Aber diese Abschlagszahlung bedrückt mich vorderhand noch nicht. Es ist eine Amortisation wie irgend eine andere, und ich entrichte sie in bescheidenen Raten. Denn noch habe ich Zeit, Jahre und Jahrzehnte vielleicht. Schatten sind es noch nicht, was das Wort meines Sohnes heraufbeschworen hat. Nur ein stilles Besinnen, ein Innenerwerden.

Ein flimmernder Sommertag geht über die Erde hin. Die gedengelte Sense sirrt und rauscht durchs hohe Gras. Mir gilt sie noch nicht.

Was der Bergführer erzählt . . .

Von Lur.

„Guten Aben, Hans, wie geits?“

„O, i han nid chlagen, we mu zweiusibezg Jahr usem Buggel hed, su mues mu no flugs eis zfriden syn.“

Dann zog Hans, der alte Grindelwaldner-Bergführer, weiter an seiner Pfeife, die kein gutes Kraut enthielt. Trotzdem ließ ich mich in seiner Nähe nieder, wußte ich doch, daß, wenn ich das Glück hätte, ihn zum Reden zu bringen, ein unvergleichlicher Born kostbarer Erinnerungen aus ihm quoll. Es galt, den richtigen Ton zu finden und nicht zu unvermittelt das gewünschte Thema anzuschneiden.

Vom Alter lenkte ich auf das Wetter über, das einem manchmal arg mitspielt, dann aber mit Wärme und Sonnenschein gut macht und Betagte erquickt. Vom Wetter gings behutsam zur Jahreszeit, zur Saïson, zum Fremdenstrom. Es gelang mir, den Alten aus seiner Schweigsamkeit herauszulocken, indem ich die alte gegen die neue Zeit vorteilhaft herauspuzte und unauffällig einige, übrigens berechtigte, Schmeicheleien in bezug auf seinen Stand vorbrachte. Mühsam ging's, aber umso zielhafter.

Unterdessen wehte mir ein leises Lüftchen den Tabakqualm unablässig ins Gesicht, sodaß mir hundeschlecht zu werden drohte. So schicklich ich konnte, versuchte ich Platz zu wechseln, um unter günstigerem Winde das Gespräch fortzusetzen. Es gelang. Alle Anstrengungen zu einem erspriesslichen Abendsitz waren getroffen; die Frucht blieb nicht aus.

„Ja“, seufzte Hans, „die gueten Herren chemen nimme. Zu meinen Zeiten, so vor zwanzig, dreißig Jahren, da sind noch Berge gemacht worden, wohl, wohl. Da hatten die Herren noch Zeit und Lust. Jetzt dünkt mich, sie iagen nur dem Gelde nach und sehen nicht, wie schön es hier oben ist, vielleicht haben sie auch keinen Mut und Kraft.“

Ohne ihn zu verlezen, widersprach ich, hinweisend auf die Tatsache, daß in den letzten Jahren schwere und schwierigste Touren ausgeführt worden waren, so der Eigeraufstieg von der Mittellegi aus und der Jungfrau-Ostgrat. Hans blieb seinen Gefühlen treu.

„Aes ischt niimma“, fuhr er mir in meine Einsprache, „äs triffts, äs triffts, klar, aber die guten Herren kommen nicht mehr, oder es gibt keine mehr, ich weiß nicht. Dazumal, als ich mit Gruner ging, vierzehn Sommer fast hintereinander — o, das syn Zytten ghy.“

Ich weiß noch, als wir zum ersten Mal das Wetterhorn bestiegen, d. h. er, ich war schon zweiundzwanzig Mal droben. Wie ein Kind hat er sich gefreut an den Gletschergründen, an den Steinhalde und den Felsgrinden. Ein bishchen Angst hatte er im Couloir oben, aber ich habe sie ihm ausgeredet. Andern Tags mußte ich mit ihm zum Gletscher spazieren. Zwanzig Franken hat er mir dafür gegeben, o, das war ein guter Herr. Selb Sommer machten wir noch das kleine Schreckhorn und den Eiger. Das Wetter ist dann schlecht geworden, sonst hätte es mehr gegeben. Die Hauptsache ist, daß er zufrieden mit mir war und wieder kam.

Vierzehn Jahre sind wir zusammen in die Berge gegangen, nur ein Mal mußte er zu Hause bleiben, als sein Fraucli frank war. Es ist wieder gesund geworden und konnte im folgenden Sommer einige kleinere Touren machen. Gruner und ich haben dann noch etliche Viertausender gemacht. Beinahe wären wir damals ums Leben gekommen. Bist schon auf dem Schreckhorn gewesen?“ Ich bejahte.

„Dann weißt“, fuhr er fort, „wie es da überm Schreckfirn aus sieht. Der Bergschrund war dannzumal weit.“

Wir sind rechtzeitig in der Schwarzeeggütte gewesen und sind auch am Abend noch lange davor gefessen, bis halb elf Uhr, wenn mir recht ist. Eine wunderbare Nacht war's, die Sterne leuchteten, wie ich sie selten gesehen habe. Und warm war es auch, viel zu warm, ich hätte es wissen sollen, weiß so, wie wenn der Föhn kommt.

Geschlafen habe ich nicht, übrigens selten vor einer Hochtour. Ein Stündli oder anderthalb auf der Brütsche, dann war ich wieder zwäg. Um Mitternacht bin ich aufgestanden und habe uns einen kräftigen Kaffee gemacht. Punkt ein Uhr konnten wir die Hütte hinter uns schließen. Rasch sind wir aufwärts gekommen. Ich habe zwar nie preßiert, das ist das Dümmste, was man machen kann. Man muß Sorge tragen zu den Kräften, weißt, die Herren sind nicht aus Eisen und Stahl. Lieber früh von der Hütte weg, dafür gleichmäßig vorwärts, ich habe damit immer die besten Erfahrungen gemacht.

Da im untern Couloir hat's ein bishchen geblasen, so lau und beklemmd. Ich hätt's wissen sollen; aber was denkt, ob man bei glanzheimer Himmel umkehrt! Der Herr hätte das nicht begriffen, er war damals so gut aufgelegt, daß sein Fraucli wieder zwäg war und er wieder in die Berge konnte.

Auf dem Schreckfirn sing es an zu tagen. Dort haben wir noch etwas gegessen und uns mittlerweise umgesehen, wie der Bergschrund am besten zu nehmen sei. Es war da ein Lauizug und ein Schnebrüggli, aber bei dem warmen Wetter schien es mir etwas gewagt. Ich sagte nichts von meinen Befürchtungen, da auch ich den weiten Umweg vermeiden wollte. Item, wir sind glücklich hinaufgekommen und dem Grate des obern Couloirs zugewandt. Der Schnee war weich, aber wenn wir einmal auf der Kante waren, so meinte ich, sei nichts mehr zu gefahren.

Geredet haben wir zwei nie viel auf dem Wege. Weißt, sie sagen: Wem ds Herz voll ist, dem geht ds Mül über. Ich meine, grad anders. Wer große Freude hat, der schweigt. Ich habe das Laveren in den Bergen nie leiden können. Und habe in den vielen Jahren immer die gleiche Erfahrung gemacht; wer am weitesten den Mund aufriß, der hat auch immer am wenigsten geleistet. Ist es nicht so?“

Seine Philosophie stimmte, ich gab das gern zu, in den Bergen, wie in den Niederungen.

„Eben, da stiegen wir empor, schön auf der Kante. Doch auf einmal . . . ja, was muß ich sagen, ich weiß selber nicht und doch ist es, als ob's gestern gewesen wäre . . . auf einmal rauscht es und tost es um uns, die weite stötige Fläche löst sich und gleitet abwärts. Ich will hinüberspringen, aber der Stand

fehlt, ich komme ins Nutzchen; noch will ich den Pickel einstecken, aber die ganze Unterlage wird lebendig und hältlos. Sodann bekomme ich einen Ruck vom Seil. Der Herr war derart überrascht, daß er keinen Versuch hätte machen können, sich zu halten. Da trieben wir dann an der gähen Halde erst schräg ins Couloir hinein und dort im Lauzug dem Bergschrund zu, der zweihundert Meter unter uns sich auftat.

„Schwimmen, obenauf bleiben“, schrie ich Gruner zu. Mein Zuruf muß ihm Trost gegeben haben und die Gewissheit, daß noch nicht alles verloren sei, er hielt sich wacker. Ein, zwei Mal wollte ich untergehen, dann gab mir das Seil einen Ruck und entzog mich dem Schnee. In stets beschleunigerer Fahrt sausten wir dem Firne zu; Herrgott, der Schrund!

Zum Glück rasten wir knapp drüber hinaus und kamen mit den Massen in der Ebene unten zum Stillstand. Ich lag eingeklemmt, war aber heil. Jedoch von meinem Begleiter sah ich nichts. Mein Pickel war weg, so arbeitete ich mich mit den Fingernageln heraus. Geblutet hab ich, wie ein Schwein, alle meine Finger waren zerschunden; was tats! Die Angst um den Herrn trieb mich. Keine Spur sah ich von ihm, aber wie ich frei war, riß ich das Seil aus dem Schnee und folgte seinem Weg. Sechs bis sieben Schritte weiter mußte er vergraben sein, gottlob, das Seil hielt, er war noch daran.

Mit dem Sackmesser grub ich gierig in den Schnee, wie hab ich da gewerhet! Wie auf einem Schlachtfeld hat's ausgesehen, so blutig war's ringsumher, doch spürte ich nichts. In wenigen Minuten — eine Ewigkeit schien es mir — kam ich auf den Sack und hatte bald das Gesicht abgedeckt. Ein bisschen pustete er, sonst war er zwäg. Freilich, bis wir Leib und Beine heraus hatten, verging eine häbne Weile. Über was hatte das zu sagen: nichts war gebrochen, nichts gequetscht, beinahe haben wir lachen müssen.

Der Schaden war klein: Die Finger zerfleischt, die heilten selber. Die Pickel verloren, auch die befamen wir wieder, als ein paar sonnige Tage sie ausgeapert hatten.

Über weißt, Gruners Fraueli hat nie etwas davon erfahren.“

Die Pfeife war dem Erzähler bei diesen Erinnerungen ausgegangen, was ich in Abtracht der Qualität des Tabaks keineswegs bedauerte. Leider trat jetzt das Müeti dazwischen, um zum Nachleszen zu mahnen. Etliche Zeit schon hatte mir der Duft dampfender Kartoffeln ums Gesicht gestrichen, und ich hatte gefürchtet, das Erlebnis müßte unterbrochen werden bevor es fertig erzählt war. Ich durfte zufrieden sein. Daher nahm ich mir vor, eines anderen Abends ebenso berechnend zu Werke zu gehen und dem erfahrenen Gebürgler mehr zu entlocken.

DAS VOLK DER LAPPEN

Spezialbericht für die Berner Woche von Herbert Alboth.

Fern allen Wirren und Nöten unserer Zeit hausen in den Ländern, die wir das Dach Europas nennen, die letzten Röden unseres alten Erdteiles.

Heute noch wie vor Jahrhunderten folgt das Leben der Lappen, dem ewigen, immer gleichbleibenden Kreislauf der Natur. Niemand weiß, woher dieses Völklein einmal gekommen ist. Sicher ist, daß es mit keiner heute noch lebenden Volksrasse verwandt ist. Wahrscheinlich ist es einmal, dem Rande des zurückweichenden Inlandeises — das auch einst ganz Europa bedeckte — in die Länder um den Polarkreis gefolgt.

Dieses zähe Völklein hat dem ewigen Druck zwischen Kultur und Natur Widerstand entgegengesetzt, und seine ursprüngliche, mit der Natur verwachsene Lebensform, seine alte Kultur und Bräuche bis auf den heutigen Tag bewahrt. So kommt es, daß sich in unserem alten Europa noch Nomaden finden, die heute noch mit ihren halbwilden Rentierherden von Weideplatz zu Weideplatz ziehen.

Der Lappe lebt allein nur vom Rentier, das ihm alles zum Leben Notwendige gibt. Nahrung, Kleider und Arbeitsgeräte. Das Rentier allein vermag die Länder am Polarfeuer und über der Anbaugrenze nutzbar zu machen und einen Ertrag abzuwerfen. Selbst im langen Winter scharrt das Rentier unter dem tiefen Schnee nach dem Rentiermoos. Im kurzen Sommer, der nur drei Monate dauert, verstreuen sich die großen Herden über weite Gebiete und suchen nach den laren Gräsern und Kräutern. So richtet sich das Leben der Lappen ganz nach den Rentieren, die ihnen auf ihren Wanderungen auch Trage- und Zugtier sind. Meilenweit fahren die Lappen zur Winterszeit im Rentierschlitten über vereiste Seen und Flüsse, überwachen die Herden und schützen sie vor Bären und Wölfen.

Das Rentier nimmt auch in den Liedern und der Dichtung der Lappen den größten Platz ein. Wie für sich selbst, seine

Freunde und Feinde, hat der Lappe seinen „Buolle“, sein eigenes Lied. Folgendes kleine Lied, aus dem Lappischen übersetzt, zeigt so schön das Denken und Fühlen der Lappen um das Renttier:

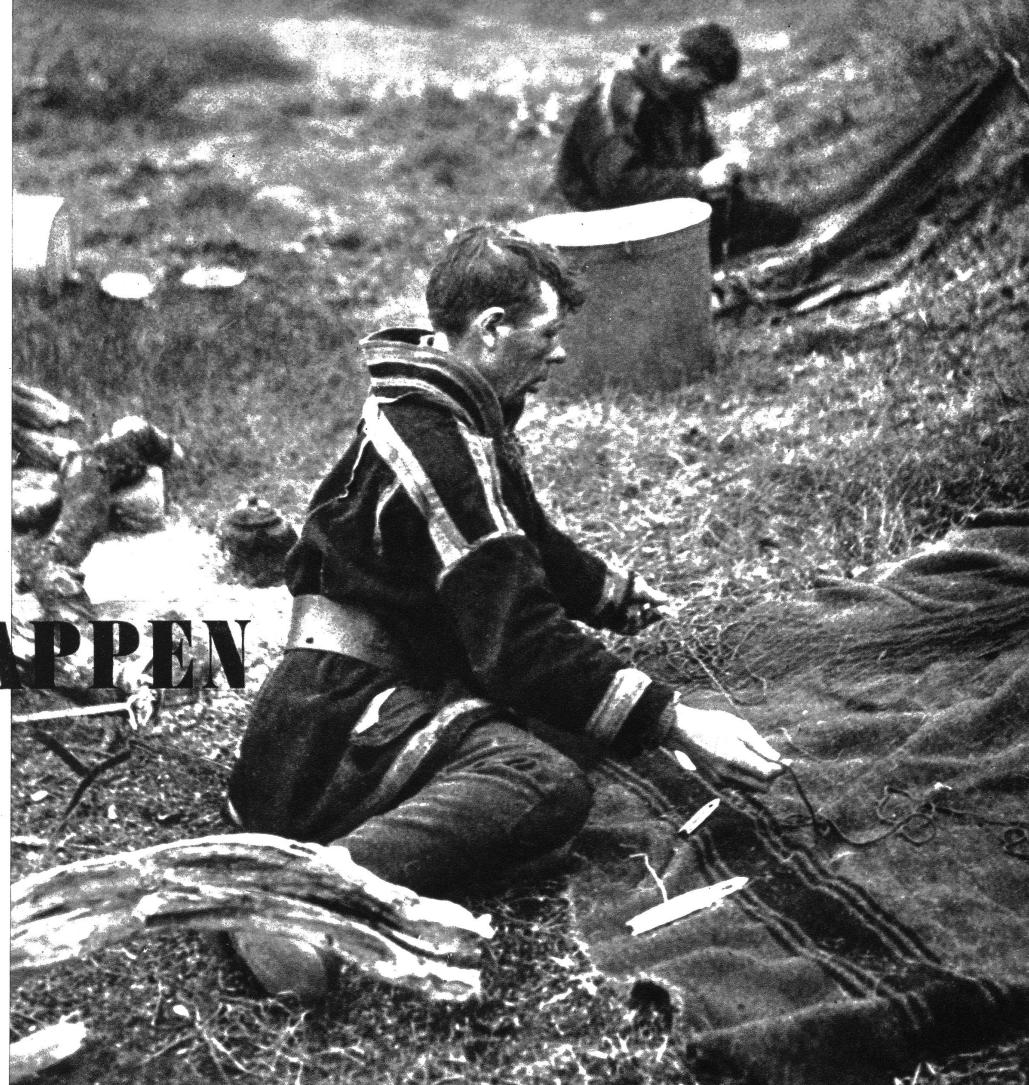
Weißes Renttier kam von ferne, ferne,
in dies wunderschöne Land.
Weide, weide in den moosbewachsenen Tälern.
Trinne, trinne aus der Seen Silverschalen.
Boja voja nana nana
Boja voja nana nana.

Nach der Mutter springt das Käblein,
springe, springe zu ihr hin, die dich liebevoll umforget
Scharre, scharre Mutter für dein Kind,
unter hartem Schnee viel herrlich Moos dir wartet.
Boja voja nana nana
Boja voja nana nana.

Oh wie herrlich glänzt im Feuerstrahl der Sonne,
das weiße, weiße, seidenweiche Fell.
Springe, springe schnelles Renttier,
über Seen, weite Weiden, über Täler, Wald und Fjäll.
Boja voja nana nana
Boja voja nana nana.

Heute noch huldigen die Lappen im geheimen ihrer alten Religion, die ihrer Ansicht nach mehr mit der Natur verwachsen ist, als das Christentum, das nur wie eine Glasur über ihrem alten Glauben glänzt. In sturmigen Nächten, wenn nach langem, dunklem Winter die Sonne wiederkehrt, dann steigen die Alten hinauf zu ihren Opferplätzen, die schon vor Jahrhunderten in den heiligen Bergen lagen.

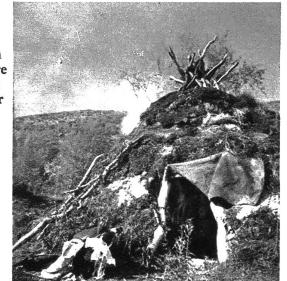
Die Lappen sind keine wilden Tiere, die sich von den Fremden beschauen lassen. Unberührt von den Menschen aus dem



Lappen beim Flicken der Fischnetze.



Festes Erdkåta im Sommer. Die Tür besteht aus einem Stück Rentierleder oder Zelttuch.



Im Herbst nach der Schlachtung. Vor den Häusern der Wintersiedlung hängt das würzige Rentierfleisch zum Trocknen an der Luft.